

Familienbezogene Gesundheitsförderung – Wie geht es den Familien in Deutschland?

Fragt man die Bundesbürger, was ihnen ganz besonders am Herzen liegt, dann lautet die Antwort häufig: Die Familie und die Gesundheit. Rund acht Millionen Familien mit Kindern zwischen vier und 14 Jahren leben derzeit in Deutschland. Wie es ihnen geht, wie zufrieden sie sind und wie es um ihre Gesundheit bestellt ist, hat das Heidelberger Sinus-Institut im Auftrag des AOK-Bundesverbandes untersucht. Inhaltliche Schwerpunkte der aktuellen Studie waren die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und der Umgang mit Medien. Nach zwei Vorgängerstudien 2007 und 2010 liegt mit der aktuellen AOK-Familienstudie nun zum dritten Mal eine umfassende Bestandsaufnahme der Familiengesundheit in Deutschland vor. In einer repräsentativen Befragung beantworteten genau 1.503 Mütter und Väter aus ganz Deutschland den Forschern am Telefon zahlreiche Fragen rund um ihr Familienleben.

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass 93 Prozent der Eltern in Paarfamilien und 80 Prozent der Alleinerziehenden mit ihrem Familienleben rundum zufrieden sind. Das sind gute Nachrichten, denn in der Untersuchung wird auch deutlich, dass ein glückliches Zusammenleben in der Familie eine wichtige Voraussetzung für die Gesundheit von Kindern und Eltern darstellt. Sind die Eltern unzufrieden mit ihrem Familienleben, dann liegt die Wahrscheinlichkeit, dass ihre Kinder gesundheitlich belastet sind, doppelt so hoch wie bei zufriedenen Eltern (35 zu 19 Prozent).

Die meisten Eltern in Deutschland sind gesund. Zwei Drittel der Befragten (67 Prozent) schätzen ihren allgemeinen Gesundheitszustand als gut oder sehr gut ein, etwa ein Viertel (27 Prozent) als mittelmäßig und nur sechs Prozent als schlecht. Auffallend ist, dass Eltern in Paarfamilien ihre Gesundheit deutlich positiver sehen als Alleinerziehende, von denen 17 Prozent angeben, es gehe ihnen allgemein sehr schlecht. Ein Großteil der Eltern in Paarfamilien war in den letzten Wochen weitgehend unbelastet von körperlichen oder seelischen Problemen (62 beziehungsweise 83 Prozent). Bei den Alleinerziehenden hatten dagegen nur 44 Prozent keine körperlichen und 64 Prozent keine seelischen Beschwerden.

Auch den meisten Kindern geht es nach Einschätzung ihrer Eltern gut. Acht von zehn Kindern haben keine gesundheitlichen Probleme. Andererseits klagte immerhin jedes fünfte Kind im zurückliegenden halben Jahr mehrfach über Rücken-, Bauch- oder Kopfschmerzen, war nervös oder benommen oder schlief schlecht. Kinder, die gesundheitlich angeschlagen sind, das zeigt die Studie, tun sich im Alltag insgesamt schwerer: Während mehr als die Hälfte (55 Prozent) der gesunden Kinder nach Einschätzung ihrer Eltern in Schule und Kindergarten in letzter Zeit stets gut zurecht kam, lief dort nur für knapp 40 Prozent der gesundheitlich belasteten Sprösslinge alles glatt. Auch bei der Konzentrationsfähigkeit schnitten die gesunden Kinder deutlich besser ab.

Die allermeisten befragten Eltern (98 Prozent) fühlen sich in ihrer Rolle als Erziehende sicher. Wie schon in der Vorgängerstudie 2010 traut sich ein Großteil von ihnen zu, ihr Kind in Schule oder Kindergarten zu unterstützen und für ausreichende Bewegung zu sorgen. Hinsichtlich der Ernährung und der Förderung der Sprachfähigkeit haben die Eltern sogar an Selbstbewusstsein zugelegt. Auf einem Gebiet hat die Selbstsicherheit der Erziehungsberechtigten jedoch einen kräftigen Dämpfer bekommen: Waren 2010 noch 44 Prozent der Eltern überzeugt, Familienprobleme sehr sicher selbst lösen zu können, so trauten sich dies in der aktuellen Studie nur noch 26 Prozent der Befragten zu. Etwa drei Viertel der Eltern haben das beruhigende Gefühl, dass sie ihren Familienalltag gut organisiert bekommen. Doch knapp ein Viertel (24 Prozent) der Eltern in Paarfamilien fühlt sich von der Familienorganisation stark gefordert oder sogar überfordert; bei den Alleinerziehenden sind es deutlich mehr, nämlich 38 Prozent.

Die Studie zeigt ganz klar: Die Strukturierung des Alltags ist äußerst wichtig für die Gesundheitsförderung. Regelmäßige gemeinsame Mahlzeiten mit der ganzen Familie wirken sich besonders positiv auf die körperliche und seelische Gesundheit des Nachwuchses aus und füllen auch die Energiereserven der Eltern wieder auf. Wer seinem Kind beim Vorlesen oder Spielen regelmäßig seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenkt, sorgt damit nicht nur für ein gutes Familienklima, sondern tut auch der körperlichen und seelischen Gesundheit des Sprösslings viel Gutes. Weil Kinder Probleme in Kindergarten, Schule oder Freundeskreis oft nicht direkt ansprechen, sollten Eltern ein offenes Ohr für ihre Kinder haben, sich regelmäßig mit ihnen über alltägliche Dinge, aber auch über große und kleine Nöte austauschen, auf versteckte Signale ihres Kindes achten und behutsam darauf eingehen.

Dass feste Regeln und Rituale im Familienleben die Gesundheit des Kindes fördern, haben schon die ersten beiden AOK-Familienstudien gezeigt. In den meisten Familien sind diese auch an der Tagesordnung. Doch noch immer gibt es Familien, die im Alltag auf solche gemeinschaftsstiftenden Routinen verzichten, ergab die aktuelle Studie. Auffällig ist, dass der Familienalltag bei Eltern mit mittlerer und hoher Bildung häufig strukturierter abläuft als bei eher bildungsfernen. Bei letzteren pflegen etwa drei Viertel der Familien feste Gewohnheiten und haben klare Regeln, bei den besser Gebildeten ist dies in neun von zehn Familien der Fall.

Klare Regeln gelten in den meisten Familien auch für die Nutzung elektronischer Medien. Für Fernseher und Computer gelten die striktesten Regeln, die Nutzung von Spielkonsolen und Handys wird großzügiger gehandhabt. Neun von zehn Eltern setzen ihren Kindern Zeitlimits. Die meisten Mütter und Väter haben ein Auge darauf, womit sich ihr Nachwuchs am Bildschirm beschäftigt, schauen mit den Kindern gemeinsam fern und lassen die Kinder erst ab dem Teenageralter allein ins Internet. Die Mehrheit der Eltern lehnt es ab, Medienangebote zur Belohnung oder Bestrafung einzusetzen.

Wie schon bei der Vorgängerstudie 2010 wurden die Eltern auch diesmal gefragt, wie stark sie sich in zeitlicher, finanzieller, psychischer, körperlicher und partnerschaftlicher Hinsicht belastet fühlen. Die gute Nachricht: In fast allen Lebensbereichen hat sich die Lage in den Familien erkennbar entspannt. Wurde 2010 noch ein Drittel der Befragten von finanziellen Sorgen geplagt, so ging diese Zahl 2014 auf 28 Prozent zurück – möglicherweise auch deshalb, weil die aktuelle Wirtschaftslage deutlich besser ist als zur Zeit der globalen Finanzkrise 2010. Parallel zu den finanziellen Sorgen nahmen auch die psychischen, körperlichen und partnerschaftlichen Belastungen ab.

Zugenommen hat dagegen die alltägliche Hetze. Ein zentrales Ergebnis der AOK-Familienstudie 2014 lautet: Eltern leiden heute vor allem unter chronischer Zeitknappheit. Von allen gemessenen Belastungsfaktoren wird der Zeitmangel mit Abstand am häufigsten genannt. In der Wahrnehmung der Betroffenen hat die zeitliche Belastung in den vergangenen Jahren erkennbar zugenommen. Gaben bei der Vorgängerstudie 2010 noch 41 Prozent der Eltern an, zu wenig Zeit zu haben, so stieg ihre Zahl nun auf 46 Prozent. Das heißt: Fast die Hälfte aller Eltern klagt über starken oder sehr starken Zeitstress. Besonders vermissen die strapazierten Erziehungsberechtigten kinderfreie Zeit mit ihrem Partner (50 Prozent), Zeit für sich allein (38 Prozent), mehr Freizeit und Urlaub (33 Prozent) und freie Zeit mit der gesamten Familie (31 Prozent).

Der permanente Zeitdruck geht nicht nur zulasten der Eltern. Knapp ein Viertel der Mütter und Väter, die sich zeitlich stark oder sehr stark belastet fühlen, hat Kinder mit gesundheitlichen Problemen. Die Studie zeigt: Kindern geht es besser, wenn ihre Eltern weniger unter Zeitdruck stehen. Daraus lässt sich folgern: Ausreichend freie und selbstbestimmte Zeit wirkt sich positiv auf die Gesundheit der ganzen Familie aus.

Wie die aktuelle Untersuchung zeigt, sind es vor allem zwei Faktoren, die die Eltern und somit die ganze Familie entlasten: eine gute Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie eine verlässliche Kinderbetreuung. Eltern, die ihre Arbeit zeitlich und räumlich flexibel gestalten können, fühlen sich häufig gesünder. Von den gesundheitlich nicht belasteten Eltern hatte fast jeder Dritte die Möglichkeit, im Home-Office zu arbeiten; etwa 56 Prozent wünschten sich diese Option. Bei den Vätern und Müttern mit schlechter Gesundheit war es nur 17 Prozent möglich, häufiger von zu Hause aus zu arbeiten – aber 72 Prozent äußerten den Wunsch, dies zu können.

Auch wenn nur einer der Partner die Möglichkeit hat, zeitlich flexibel zu arbeiten, wirkt sich das günstig auf die Gesundheit des anderen Elternteils aus. Wie das? Die AOK-Familienstudie zeigt ganz deutlich: Ein wichtiger Faktor für die Gesundheit von Eltern und Kindern ist ein gutes soziales Netzwerk. Eltern, die über eine verlässliche Kinderbetreuung verfügen (sei es durch den Partner, die Familie oder durch Institutionen), haben weniger mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Zwei Drittel der gesunden Eltern, aber nur etwas mehr als Hälfte derjenigen, denen es ihrer eigenen Einschätzung nach nicht gut geht, können sich bei der Kinderbetreuung auf eine Institution wie den Kindergarten oder die Schule verlassen. Insbesondere Alleinerziehende können von einem guten Netzwerk sehr profitieren.

Wie geht es den Kindern in Deutschland?

Seit 2007 erscheinen in Deutschland alle drei Jahre die „World Vision Kinderstudien“. Die jüngste wurde 2013 publiziert. Befragt wurde eine repräsentativ zusammengestellte Stichprobe von 2.535 Kindern im Alter von 6 bis 11 Jahren. Die Kinder wurden persönlich-mündlich durch geschulte

Interviewerinnen und Interviewer zu Hause befragt. Zusätzlich wurde ein Elternteil um ergänzende Auskünfte zu Herkunft und sozialer Lage der Familie gebeten. Methodisch werden die Ansätze der internationalen Organisationen UNICEF und OECD aufgenommen, die am Konzept der Lebensqualität und insbesondere des Wohlbefindens von Kindern ansetzen und dieses in der Form von Indikatoren operationalisieren. Diese Konzepte werden für die Zwecke der deutschen Studien weiterentwickelt und modifiziert. Der erkenntnistheoretische Anspruch ist es, Kinder als Experten ihrer Lebenswelt und ihrer Gefühle, Meinungen und Erfahrungen zu dieser Lebenswelt zu behandeln. Die Kinder selbst, und nicht ihre Eltern oder Erzieherinnen, werden als Informationsgeber und Interpreten ihrer Lebenswelt verstanden.

Die Konzepte Lebensqualität und Wohlbefinden sind nicht nur an wissenschaftliche Fragen anschlussfähig, sondern haben auch für politische und pädagogische Handlungsfelder große Bedeutung. Sie stehen für ein umfassendes Verständnis der Beschaffenheit der Lebenssituation, des Wohlstands und der Teilhabe eines Kindes an der Gesellschaft. Wohlbefinden geht über „Kindeswohl“ hinaus und schließt den Schutz des Kindes und die Kinderrechte und damit auch die Partizipation und Handlungsfähigkeit von Kindern ein. Damit rückt das Kind als Subjekt mit eigenen Rechten in den Mittelpunkt. Als solches ist es zwar auf Fürsorge, Schutz und Bildung durch Erwachsene angewiesen, aber es hat auch einen eigenständigen Status.

In die Erfassung des kindlichen Wohlbefindens 2013 gehen die folgenden Kriterien ein:

- Fürsorge durch die Elternteile/Eltern, gemessen an der Zeit, die sie für die Kinder da sind;
- Freiheiten im Alltag, gemessen daran, wie zufrieden Kinder mit den durch ihre Eltern gewährten Freiheiten sind;
- Anerkennung und Mitbestimmung, gemessen daran, wer nach ihrer Erfahrung ihre Meinung respektiert und wie sie in Alltagsentscheidungen einbezogen werden;
- Generelle Zufriedenheit mit den Institutionen, gemessen an der Zufriedenheit in der Schule und im Hort;
- Freizeit, gemessen an der Zufriedenheit mit den Freizeitmöglichkeiten;
- Freundschaften zu anderen Kindern, gemessen an der Zufriedenheit mit dem Freundeskreis;
- Subjektives Wohlbefinden, gemessen an der generellen Lebenszufriedenheit

Das Konzept des Wohlbefindens geht mit Vorstellungen vom „guten Leben“, einer „guten Kindheit“ und gerechten Verhältnissen einher. Kinder selbst bringen Wohlbefinden ebenso wie die Unterschiede zwischen arm und reich stets mit einer Vorstellung von Gerechtigkeit in Verbindung.

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die Kinder in Deutschland in ihrer großen Mehrheit von etwa 80 Prozent mit ihrer Lebensqualität sehr zufrieden oder zufrieden sind. Auffällig ist, wie positiv die Kinder auf die Berufstätigkeit beider Eltern reagieren. Sie empfinden es als positiv, wenn auch die Mutter arbeitet und mit beiden Beinen im Leben steht. Nicht zuletzt auch deshalb, weil dann die materielle Lage des Elternhauses besser ist.

Die Zufriedenheit ist allerdings stark von der sozialen Herkunftsschicht abhängig: Je niedriger die Positionierung eines Familienhaushalts auf der sozialen Rangleiter, desto größer die Unzufriedenheit. In der untersten Herkunftsschicht beeinträchtigen vor allem Armut und/oder Arbeitslosigkeit der Eltern, das Aufwachsen in einer Alleinerziehenden-Familie und der Eindruck, unter einem Defizit an Zuwendung durch die Eltern zu leiden, die Zufriedenheit.

Die Lebenssituation der Kinder und Jugendlichen wird also vor allem durch die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Lage ihres Elternhauses bestimmt. Verfügen Mutter und Vater über ein gutes finanzielles Einkommen, haben sie einen guten Schulabschluss und aussichtsreichen Zugang zum Arbeitsmarkt, sind sie auch nachbarschaftlich und kulturell anerkannt und integriert, dann ist auch die Lebenssituation der Kinder gut, die in ihrem Haushalt leben. In der World Vision Kinderstudie geben insgesamt etwa 20 Prozent der Eltern, die unabhängig von ihren Kindern von den Interviewerinnen und Interviewern befragt wurden, eine unbefriedigende wirtschaftliche Situation ihres Haushaltes an. Damit deckt sich die subjektive Einschätzung der Eltern weitgehend mit den objektiven Zahlen des Armuts- und Reichtumsberichts der Bundesregierung und anderen sozialpolitischen Erhebungen. Zugespitzt müssen wir sagen: Kinder und Jugendliche leben heute in einer Vier-Fünftel-Gesellschaft.

Eckpunkte für die Familienbezogene Gesundheitsförderung

Welche Folgerungen ergeben sich aus diesen Studien für Strategien der Entwicklungs- und Gesundheitsförderung der Kinder? Kinder brauchen eine möglichst reichhaltige und vielfältige Umwelt und so viele Anregungen für ihre Entwicklung wie irgend möglich. Ist die Auseinandersetzung mit der Umwelt, der sozialen und der physikalischen, verarmt und restringiert, dann ergibt sich hier ein Einfallstor für viele Belastungen. Die Kinder sind auf Familien angewiesen, die fest in Netzwerke eingebunden sind. Es gilt der Slogan „Es bracht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen“.

Die Forschung zeigt ganz klar, wie wichtig die Rolle der Eltern ist, wie entscheidend ihre Impulse sein können, aber wie schnell sie auch überfordert sein kann. Es geht also darum, die Familie sehr stark zu machen und die Eltern zu unterstützen, wo und wie es immer möglich ist. Aber es geht auch darum, sie in eine Umwelt zu stellen, die helfen und unterstützen kann, wenn die Kräfte der Mütter und Väter aufgebraucht sind, dann benötigen sie eine Umwelt, die einspringt und ihnen Lasten abnimmt.

Ein Kind braucht seine Familie, die ist durch nicht ersetzbar. Die Eltern sind das Zentrum des gesamten Entwicklungs- und Sozialisationsgeschehens. Die Eltern sind die Koordinationspersonen für den Betreuungs- und Bildungsprozess eines Kindes. Sie sind das Zentrum, aber sie können es alleine nicht schaffen. Sie sind schnell überfordert, gerade in den heutigen Gesellschaften, welche sehr weit gefächert, sehr vielfältig und sehr sektoral aufgesplittert sind und die auch von den Eltern heute vieles verlangen, denken wir nur an die Verbindung von Berufsarbeit, Haushalt und Kindererziehung. Die Eltern brauchen eine öffentliche Unterstützung. Sie brauchen die Nachbarschaft, die öffentlichen Bildungseinrichtungen und die gesundheitlichen Versorgungsinstitutionen, die Jugendhilfe und die Familienhilfe und vieles mehr. Alle diese Ressourcen und Strukturen sind für die Kinder nötig und müssen mit der Familie verzahnt und koordiniert werden.

Die deutsche Wohlfahrtspolitik geht immer noch von der Idee aus: Das Beste, was einem Kind passieren kann, das sind die Eltern. Wir haben ein familienzentriertes Modell der Wohlfahrtspolitik und sind damit im historischen Rückblick auch wunderbar gefahren. Heute merken wir aber immer stärker die Grenzen, die dieses Modell hat. Möglicherweise haben wir es nicht genügend weiterentwickelt. Wir haben übersteuert: Wir neigen dazu, alle Unterstützung für die Kinder an die Familie zu geben. Dadurch sind die Kinder quasi auf Gedeih und Verderb auf die Eltern angewiesen, so stark wie in kaum einem anderen Land. Durch die Fixierung auf die klein gewordene und gegenüber den Gründungsjahren der Bundesrepublik auch völlig anders strukturierte Familie haben wir übersehen, dass die Familie ein Umfeld benötigt, um richtig stark sein zu können. Die Familien von heute sind sehr klein und sehr störungsanfällig. Sie schaffen es nicht, all die Anforderungen, die sich an die Erziehung eines Kindes und an die gesundheitliche Entwicklung stellen, von alleine zu bewältigen.

Wir sehen mit Ernüchterung, dass wir bei internationalen Vergleichsuntersuchungen, von UNICEF etwa, nicht gerade an der Spitze stehen, sondern immer irgendwo im Mittelfeld, obwohl wir doch vor allem im finanziellen Bereich wahnsinnig viele Mittel an die Eltern geben. Es gibt Modellrechnungen des Bundesfamilienministeriums, dass alle Transfermittel an die Familien und zusammen pro Jahr mehr als 180 Milliarden Euro ausmachen. Das sind immense Summen. Wir tun in Deutschland also objektiv viel für die Familie, aber die Mittel erreichen ganz offensichtlich nicht die Kinder und fördern ihr Wohlbefinden und ihre Gesundheit nicht so stark, wie es zu erwarten wäre. Das eine Fünftel der Kinder in relativer Armut und prekärer Gesundheit jedenfalls zeigt die Grenzen unserer Wohlfahrtspolitik auf.

Familienbezogene Gesundheitsförderung sollte deshalb immer die Förderung sowohl der Eltern selbst als auch ihrer Netzwerke sein. Die Überschätzung der Steuerungsleistung der Familie sollte ein Ende haben. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass eine Familie heute vielfältige Unterstützung und Hilfe aus ihrem Umfeld braucht, die strukturell sicher und permanent abrufbar ist. Die Familie braucht so dringend wie wohl noch nie das „ganze Dorf“, mit Kindergarten und Schule, Kinder- und Jugendhilfe, Gesundheits- und Versorgungssystem, Freizeitbereich, Nachbarschaften und zivilen Einrichtungen, damit ein Kind prosperieren und sich gut entwickeln kann. Die Familie und das Kind brauchen eine bürgerschaftliche, kommunale Infrastruktur.

Das oberste Ziel der Politik für Kinder muss es also sein, die Verantwortung der ganzen Gemeinschaft zu wecken und das Kind in die Familie, in die ganze Gemeinschaft einzubeziehen und nicht davon auszugehen, dass das Erziehen eine Privatsache der Eltern sei. Tatsache, dass viele Eltern – heute wahrscheinlich mehr als früher – Unterstützung, Hilfe und Vernetzung aus dem öffentlichen Raum benötigen. Kindergarten und Schule, Kinder- und Jugendhilfe, Gesundheits- und Versorgungssystem, Freizeitbereich, Stadtplanung, kommunale Einrichtungen, alle diese Dienste müssen ansprechbar sein

und auf das Kind zugehen, damit es sich gut entwickeln kann. Wir brauchen eine bürgerschaftliche Infrastruktur für Kinder, in der die Familie eine Schlüsselrolle spielt. Wir brauchen aber nicht noch mehr Unterstützung für Familien, die von ihrer sozialen Umwelt isoliert sind. Das bekommt den Kindern nicht gut.

Durch Kindergeld, Elterngeld, durch die Steuerpolitik mit dem sogenannten „Ehegattensplitting“ als wichtigster struktureller Komponente setzen wir Anreize, mit der wir die Familie von der sozialen Umwelt abschotten, statt sie mit ihr zu verzahnen. Es ist aussichtslos, den Eltern immer mehr Verantwortung für die Erziehung und Bildung ihrer Kinder zu übertragen, ohne auch ihre Kompetenzen für diese Aufgabe zu steigern. Gerade die Eltern, die wirtschaftlich schwach sind und einen niedrigen Bildungsgrad haben, sind gar nicht in der Lage, die finanziellen Zuweisungen so zu nutzen, dass sie ihren Kindern für ihre Entwicklung direkt zugutekommen.

Das ist der Hintergrund dafür, dass in den letzten beiden Jahrzehnten die Ungleichheit in den Lebensbedingungen der Familien weiter angestiegen ist. Das Leben ist komplexer und die Ansprüche an die Lebensführung sind vielfältiger geworden, und ein Teil der Eltern ist hierdurch überfordert, in etwa die 20 Prozent, von denen schon die Rede war. Diese Väter und Mütter schaffen es nicht, ihre Kinder in der richtigen Weise auf die Herausforderungen in Freizeit, Bildung und Gesundheit einzustellen. Von anderen Ländern können wir lernen, wie viel besser die Kinder dastehen, wenn nicht alleine die Eltern mit diesen Aufgaben betraut werden, sondern öffentliche Einrichtungen im Einverständnis mit den Eltern und wenn möglich mit ihrer Kooperation mit einspringen.

Die letzten Bundesregierungen haben angefangen, die bisherige Familienpolitik maßgeblich zu korrigieren und die Familienfixiertheit der Fördermaßnahmen abzubauen. Im internationalen Vergleich ist ja das Netzwerk der außerfamiliären Erziehungs-, Bildungs- und Betreuungsinstitutionen und der gesundheitlichen Versorgungseinrichtungen auch auf einem sehr hohen fachlichen und qualitativen Niveau. Pädagogische, psychologische, psychotherapeutische, sozialarbeiterische, ergotherapeutische, pflegerische und andere Versorgungsdienste werden von professionell hervorragend geschultem Personal geleitet. Die Fachkompetenz ist hoch, das Engagement ebenso.

Allerdings haben wir ein Problem, und das ist die starke Fragmentierung der verschiedenen Dienste. Jeder einzelne Sektor hat seine eigene Ausbildungstradition und die damit verbundenen beruflichen Urteile und Vorurteile. Jedes einzelne Segment des Unterstützungssystems für Kinder arbeitet in relativer Isolation vor sich selbst her. Die Beziehungen zum jeweils anderen Sektor sind schwach.

Die verschiedenen Professionen und die Institutionen, in denen sie tätig sind, miteinander zu verbinden, das ist deswegen eine der dringendsten Aufgaben, vor denen wir stehen. Die verschiedenen Berufsgruppen und ihre Institutionen lieben es, ihre jeweilige Zuständigkeit zu betonen und sich deutlich von der angrenzenden Institution abzugrenzen. Das ist nicht souverän, und es schadet der Klientel, nämlich den hilfsbedürftigen Kindern. Der wirkliche Professionelle weiß genau, wo seine Grenzen liegen und die Kompetenzen des anschließenden Bereichs beginnen. Durch diese Fragmentierung ist trotz der hohen Qualität der Angebote bei uns nicht gesichert, ob die verschiedenen Dienstleistungen und Unterstützungen auch tatsächlich dem Kind zugutekommen.

Damit hängt ein weiteres Problem zusammen: Wir haben viel zu viele aufsuchende Strukturen. Die Kinder, meist zusammen mit ihren Eltern, müssen sich auf die Beine machen und im Bedarfsfalle auf die psychologische, sozialarbeiterische oder ergotherapeutische Beratung und Hilfe zugehen. Dazu müssen sie viele Barrieren und Hemmnisse überwinden. Viel effizienter sind zugehende Strukturen. Bei denen kommen die professionellen Helfer zum Kind. Am besten gelingt das, wenn die Hilfs- und Unterstützungsdienste in die Einrichtungen im Vorschulbereich, also die Kinderkrippen, Horte und Kindergärten, oder in die schulischen Einrichtungen, vor allem die Grundschulen, integriert sind.

In einigen Regionen wurde durch die Etablierung von „Familienzentren“ in Vorschuleinrichtungen ein hervorragender erster Schritt in diese Richtung gemacht. Aber insgesamt sind wir im internationalen Vergleich weit zurück. Es gibt kaum noch ein anderes Land der Welt, in dem sich zum Beispiel in den Kindergärten nur Erzieherinnen und Erzieher und in den Schulen nur Lehrerinnen und Lehrer aufhalten. Fast überall sonst um uns herum finden sich die anderen Berufsgruppen aus den pädagogischen, psychologischen, gesundheitlichen und beratenden Berufen direkt in den Bildungsinstitutionen. Diese Einbindung in die Institutionen, in denen sich die Kinder bereits aufhalten, ist in den nächsten Jahren auch in Deutschland anzustreben.